

# «Frühförderung muss bei Geburt beginnen»

Der Bildungsexperte und Heilpädagoge Andrea Lanfranchi erklärt im Gespräch mit Erich Aschwanden und Daniel Gerny, warum die Rückkehr zu Kleinklassen falsch wäre

Herr Lanfranchi, eine von der NZZ durchgeführte Umfrage hat gezeigt, dass zwei Drittel der Zürcher wieder Kleinklassen einführen wollen. Überrascht Sie dieses Resultat?

Nein. Die Lehrerinnen und Lehrer sind stark belastet durch tendenziell grössere Klassen, die Kinder sind dominanter als früher und die Eltern anspruchsvoller. Es fehlt an Fachpersonal und an Heilpädagogen. Werden die Hilfsmassnahmen auf zu viele Leute verteilt, die im Klassenzimmer tätig sind, entsteht eine Unruhe, die der Schule einfach nicht tut.

Auch viele Eltern sind von der integrativen Schule enttäuscht.

Die Probleme der Lehrpersonen haben eine Wechselwirkung mit den Eltern. Wenn eine Lehrerin sagt, dass sie die Lernziele mit ihren Schülern nicht erreichen oder es zu einer Nivellierung des Unterrichts komme, verunsichert dies natürlich die Eltern. Sie sind besorgt, dass ihre Kinder vielleicht nicht ans Gymnasium kommen. Einige Politiker nehmen diese Klagen auf und verlangen, dass Reformen rückgängig gemacht werden.

Ist das Konzept der integrativen Schule gescheitert?

Nein: Das Stimmvolk hat vor 15 Jahren entschieden, das Modell «Schule für alle» einzuführen, die Vielfalt als normal anzusehen, zu vereinen, statt zu trennen. Dieses Konzept ist nach wie vor völlig richtig, nicht zuletzt angesichts internationaler Konventionen, nationaler Gleichstellungsgesetze, kantonaler Verordnungen und interkantonalen Konkordate. Die erste Phase haben wir hinter uns. Jetzt braucht es kein Zurück in die Vergangenheit, vielmehr müssen wir die bestehenden Probleme mit einer Neujustierung lösen.

Wo braucht es Korrekturen?

Wir müssen verhindern, dass zu viele Personen im Klassenzimmer sind, die sich um die auffälligen Kinder kümmern. Es gibt viele gute Beispiele, wie sich diese Fragmentierung vermeiden lässt. So bündelt die Gemeinde Stadel im Kanton Zürich unterschiedliche Massnahmen wie integrative Förderung, Deutsch als Zweitsprache und Begabtenförderung. Eine schulische Heilpädagogin betreut zwei Klassen in einem 80-Prozent-Pensum.

Doch an vielen Orten erhalten die Lehrpersonen keine Unterstützung im Umfang von 40 Prozent.

Weil die Ressourcen nach dem Giesskannenprinzip auf zu viele Klassen verteilt werden, nicht nach dem spezifischen Bedarf besonders belasteter Klassen. Grundsätzlich braucht es auch Prävention, die mittelfristig dafür sorgt, dass es weniger Schülerinnen und Schüler mit Leistungs- und Erziehungsdefiziten gibt. Die frühkindliche Förderung muss bei der Geburt beginnen. Mit zwei bis drei Jahren ist es bereits zu spät. An meiner Hochschule läuft die Langzeitstudie «Zepelin», die untersucht, wie sich ein Förderprogramm mit Hausbesuchen bei Eltern mit hohen psychosozialen Belastungen, mehrheitlich mit Migrationshintergrund, auswirkt. Dabei können wir positive Effekte der Frühförderung nachweisen, gerade im Bereich Verhalten. Es braucht diese Entlastung für die Schule, denn sie kann nicht für alles zuständig sein.

Viele Lehrer fühlen sich aber genau deswegen überfordert.

Ja, sie befinden sich in einer Art Problem-Trace und sehen momentan keinen Ausweg. In einer ersten Phase wurden die Lehrerinnen und Lehrer tatsächlich ungenügend auf die integrative Schule vorbereitet. Das wird nun dank verschiedenen Veränderungen in der Aus- und Weiterbildung besser. Doch sie können noch fitter werden im Umgang mit schwierigen Situationen, etwa dadurch, dass sie das sozial-emotionale Lernen genauso gut wie Sprache und Mathe fördern. Sie sind nicht allein, wenn die Zusammenarbeit im Schulhaus und mit unterstützenden Diensten wie Schulpsychologinnen und



Für Andrea Lanfranchi ist das Gymnasium auch eine Art Sonderschule, da dort die Kinder unter sich sind, die sehr viel leisten.

KARIN HOFER / NZZ

Sozialarbeitern verbessert wird, und das spielen die Schulleitenden eine wichtige Rolle. Das führt zu positiven Entwicklungen: Die Lehrperson erlebt sich als selbstwirksam, und der Stress nimmt ab.

Doch selbst wenn man diese Verbesserungen umsetzt, wird man die Probleme mit schwierigen Schülern nicht so schnell in den Griff bekommen.

Das ist leider so – und die Herausforderungen dürften noch grösser werden. Ich war von 1985 bis 1995 Schulpsychologe in der Stadt Zürich. Im Kreis 4 und 5 hatten wir damals die Situation von vielen eher isolierten Migrantenfamilien, die wegen sozialer Belastungen für ihre Kinder wenig präsent sein konnten. Diese Familien finden inzwischen auch in diesen Stadtkreisen keine billige Wohnung mehr. Sie ziehen daher aufs Land. Somit verschieben sich Belastungen von den Zentren in die Peripherie, und wir haben inzwischen viele Beratungsanfragen zum Beispiel aus den Kantonen Glarus oder Thurgau. Viele Lehrpersonen in ländlichen Gebieten sehen sich zum ersten Mal konfrontiert mit der Schwierigkeit, dass sie in vielen Fällen kaum mehr auf die Serviceleistungen von Eltern mit genügend Ressourcen zählen können, etwa in der Hilfe bei Hausaufgaben.

Gibt es weitere Faktoren, die dazu geführt haben, dass die Kritik wächst?

Es ist beispielsweise eine enorme Herausforderung für eine Lehrerin, wenn sie plötzlich zwei oder drei Kinder aus der Ukraine in die Klasse integrieren muss. Ich habe das selber erlebt, als wir eine ukrainische Flüchtlingsfamilie aufgenommen hatten. Wenige Tage nach deren Ankunft waren die Kinder in der Schule, das war ja grossartig in der Organisation. Plötzlich wurde ich zur Ansprechperson für die Lehrerin, die mit einem Kind nicht zurechtkam. Da merkte ich, wie schwierig es für die Lehrerin und auch für mich war, die Mutter einzubeziehen, weil sie mit eigenen Problemen «überversorgt» war,

## Pionier der Heilpädagogik

ase. Andrea Lanfranchi stammt aus Poschiavo (GR), wo er Lehrer war, und hat an der Uni Zürich Psychologie und Sonderpädagogik studiert und promoviert. Danach arbeitete er viele Jahre als Schulpsychologe mit Spezialisierung auf Migrantinnen und Migranten in der Stadt Zürich gearbeitet, sowie als Eidg. anerkannter Psychotherapeut. Seit über zwanzig Jahre doziert und forscht er an der Interkantonalen Hochschule für Heilpädagogik (HfH) zu den Themen Schulerfolg, Inklusion, Familie und Frühe Bildung. Zuletzt war er Leiter des Instituts für Professionalisierung und Systementwicklung Kompetenzentwicklung an der HfH. Seit kurzem ist er emeritiert.

«Es braucht nicht jedes Mal eine Massnahme, wenn es mit einem Kind Schwierigkeiten gibt. Im Gegenteil: Ich bin der Ansicht, es gibt zu viele Massnahmen.»

kein Deutsch, kein Englisch konnte und weit weg von der Schule stand.

Zur schwierigen Situation in den Klassenzimmern tragen aber nicht nur Kinder mit Migrationshintergrund bei.

Genau. Die Schule hat in den vergangenen Jahren vorausgesetzt, dass die Eltern präsent sind und sich intensiv um ihre Kinder kümmern. Doch die beschleunigte Dynamik in der Gesellschaft mit vielen Unsicherheiten, höherer Erwerbstätigkeit der Eltern oder finanziellen Engpässen sorgt dafür, dass viele Eltern mit der Erziehung ins Schleudern kommen. Heutzutage müssen Lehrpersonen einen Teil dieser erzieherischen Defizite kompensieren. Das Problem sind nicht die einzelnen Schüler mit Verhaltensauffälligkeiten. Das Problem ist, dass die Schule durch fast alle Kinder höhere Lasten aufgebürdet erhält, so dass Massnahmen des sozial-emotionalen Lernens in der Schule heute ebenso zentral sind wie Mathe und Sprache.

Die Eltern machen gleichzeitig vermehrt Druck auf die Lehrer, beispielsweise indem sie wollen, dass ihr Kind unbedingt ans Gymnasium kommt.

Die Eltern spüren den gestiegenen Druck in der Arbeitswelt und den beschleunigten gesellschaftlichen Wandel selber. Das sorgt für Stress. Meine Erfahrung ist, dass es viel bringt, wenn man mit den Eltern das Gespräch sucht. Die Lehrerinnen und Lehrer müssen aber auch klarmachen, dass sie es sind, die in der Schule das Sagen haben. Ich sehe sehr viele Lehrpersonen, denen das gut gelingt, weil sie als Experten für Lernen und Verhalten auftreten. Bei Bedarf ist es auch sinnvoll, die Schulleitung beizuziehen.

Bei so vielen Problemen: Was spricht dagegen, zu den Kleinklassen zurückzukehren?

Dass dadurch die Probleme an einen anderen Ort verschoben und nicht gelöst werden. Ich habe gesehen, was dieses Konzept angerichtet hat. In den 1990er Jahren hatten wir in der Stadt Zürich eine groteske Zunahme der Zahl von Sonderschulen. Es gab fünf Typen von Sonderschulen. In der Sonderklasse «für Sinnes- und Sprachgeschädigte» waren 1995 rund 95 Schülerinnen und Schüler verteilt auf 9 Klassen. Im Jahr 2000 waren es schon 210 Schüler, fünf Jahre später waren es 340 in über 30 Klassen. Fast alle tamilischen Kinder der Stadt Zürich wurden diesen Klassen zugewiesen. Es hatte sich herumgesprochen, dass sie keine vollständigen Sätze bilden können. Andere Sonderklassen waren nur für verhaltensauffällige Kinder da, über zwei Drittel von ihnen Migranten. Ich erinnere mich an mehrere Lehrerinnen, die mit einem solchen Konzentrat völlig überfordert waren. Einige konnten teilweise gar nicht mehr unterrichten, sondern reduzierten ihre Tätigkeit im Wesentlichen auf die Beaufsichtigung.

Das spricht aber nicht dagegen, Kleinklassen für besonders verhaltensauffällige Kinder dennoch zuzulassen.

Aber doch, nicht nur wegen der Stigmatisierung dieser Kinder. Der wichtigste Förderfaktor bei Verhaltensauffälligkeit sind Kontakte mit unauffälligen Gleichaltrigen. Das zeigen sowohl die Praxis als auch die Forschung ganz eindeutig. Zwei bis drei Kinder, die erzieherische Defizite haben und immer wieder aufstehen oder ADHS haben, können wir in eine tragfähige reguläre Klasse integrieren. Für besonders schwierige Fälle oder dort, wo die ungünstige Zusammensetzung der Klasse eine solche Integration nicht zulässt, haben wir Sonderschulen. In der ganzen Schweiz und auch im Kanton Zürich sind weiterhin rund zwei Prozent der Kinder dort separiert, das ist etwa ein Kind alle zwei Klassen.

Vielleicht könnten sich solche Schüler ohne Druck leistungsstärkerer Kinder sogar besser entfalten.

Solche Fälle gibt es, und deshalb sitze ich auch im Stiftungsrat einer Sonder-

schule. Dort werden Kinder geschult, die im Regelschulsystem resigniert haben. Sie werden an eine berufliche Grundbildung herangeführt. Eine Schulkarriere in einer Sonderklasse oder auch Sonderschule kann gut gelingen. Wir müssen uns aber nichts vormachen: Sie kann auch eine schwere Hypothek für das weitere Leben sein. Die Forschungslage ist eindeutig: Sonderklassenabgänger erreichen nach der Sekundarstufe weniger anspruchsvolle Ausbildungsgänge, als wenn sie die Regelschule besucht hätten. Fehlt den Kindern diese Erfahrung in einer Schule für alle, handelt sich auch die Gesellschaft einen Rattenschwanz von Problemen ein, die später gelöst werden müssen.

In einigen Kantonen werden sogenannte Schulinseln geprüft: Verhaltensauffällige Kinder werden dabei für eine gewisse Zeit aus der Regelklasse genommen und separat geschult. Ist das eine gute Idee?

Das ist eine vielversprechende Möglichkeit, um eine Lehrperson, aber auch das Kind schnell und unkompliziert zu entlasten. Zum Beispiel, wenn ein Konflikt von zu Hause in den Schulalltag hinüberschwappt und sofort eingegriffen werden muss. Doch das ist nur eine Lösung für Stunden oder Tage oder Wochen, bei Bedarf Monate, aber nicht Jahre – für so lange, bis sich eine akute Situation wieder beruhigt hat, die Probleme bearbeitet werden konnten und das Kind wieder in seine angestammte Klasse zurückkann.

Gibt es nicht ein Interesse aller Schülerinnen und Schüler an leistungsstarken Mitschülern?

Das trifft zu. Auch leistungsstarke Schülerinnen und Schüler orientieren sich an den Zugpferden in einer Klasse. Deshalb haben wir ein Gymnasium. Die Gymnasien sind auch eine Art Sonderschule. Dort sind ausschliesslich Kinder unter sich, die sehr viel leisten und es gewohnt sind, allein zu lernen und zu arbeiten. Ich stehe dazu, dass es Gymnasien braucht. Aber wir dürfen uns nicht nur um diese Kinder kümmern – darin sehe ich nicht zuletzt auch ein ethisches und gesellschaftliches Anliegen.

Die leistungsstarken Schüler schaffen es vielleicht allein. Aber was ist mit dem Durchschnitt, der auf die Präsenz der Lehrperson angewiesen ist? Für diese bleibt keine Zeit, weil sich die Lehrer um die Kinder kümmern müssen, die Radau machen.

Das höre ich auch sehr oft – und ich verstehe es nicht. Lehrerinnen und Lehrer unterrichten ja ohnehin nicht alle Schüler im Gleichschritt. Ich war selber Lehrer: Es ist anspruchsvoll, den Unterricht zu differenzieren und alles unter einen Hut zu bekommen. Für die Kinder, die Radau machen, wie Sie sagen, braucht die Lehrerin Unterstützung, und wenn die Hilfen gebündelt werden, sind es bis zu vier Halbtage die Woche, an denen sie nicht allein ist. Nach meiner Erfahrung sind Lehrerinnen und Lehrer sehr engagiert, haben manchmal aber auch zu hohe Ansprüche, dass alles perfekt funktionieren müsse. Sie wollen es möglichst gut machen und im Interesse der Kinder und von deren Eltern nichts verpassen. Es braucht in einer Klasse auch einmal den Mut zur Lücke, denn: Man kann unmöglich für jeden einzelnen Schüler das Optimum erreichen.

Das klingt fast so, als solle man bei den verhaltensauffälligen Kindern perfektionistisch sein – bei den anderen aber Mut zur Lücke beweisen.

Sie denken zu sehr in Kategorien. Es gibt nicht einfach leistungsstarke, normale und verhaltensauffällige Kinder. Kein Kind ist wie das andere, jedes hat andere Bedürfnisse. Und es braucht auch nicht jedes Mal eine Massnahme, wenn es mit einem Kind Schwierigkeiten gibt. Im Gegenteil: Ich bin der Ansicht, es gibt zu viele Massnahmen. Wir müssen vor allem aber dafür sorgen, dass die Lehrerinnen und Lehrer Unterstützung erfahren und dadurch auch mehr Sicherheit bekommen, wenn sie vor einer Klasse stehen.